

Marie-Cécile Bertau

Sprachspiel Metapher

*Denkweisen und kommunikative Funktion
einer rhetorischen Figur*

Westdeutscher Verlag

Dieses Buch beruht auf einer Dissertation, die 1994 an der Ludwig-Maximilians-Universität eingereicht wurde.

Alle Rechte vorbehalten
© 1996 Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen

Der Westdeutsche Verlag ist ein Unternehmen der Bertelsmann Fachinformation.



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Christine Huth, Wiesbaden
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Rosch-Buch, Hallstadt
Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

ISBN 3-531-12822-1

3 Der metaphorische Raum

Die herausgearbeiteten Grundgedanken lassen sich in die folgende Beschreibung einfügen.

Die Begriffsfiguren 1. bis 5. beziehen sich alle auf einen Raum: in der Begriffsfigur der Bewegung ist von der Art der Bewegung die Rede; in der der Entfernung werden die Orte, auf welche sich die Bewegungen beziehen, nach einem Hier und einem Dort unterschieden; in der der Eigentlichkeit werden diese Orte gewertet; in der des Vergleiches wird die Verbindung zwischen den Orten expliziert; in der Begriffsfigur der Dunkelheit wird schließlich ein Ort als unverständlicher angesehen.

In diesem Raum finden also Bewegungen statt, die nach ihrer Art und ihren Orten unterschieden werden können. Es sind die Bewegungen der Metapher, welche nicht nur ihrer Art und ihren Orten nach unterschieden werden können, sondern die Orte auch definieren, so daß eine bestimmte Art von Raum entsteht: der *metaphorische Raum*.

In der Figur des Vor-Augen-Führens ist von einem Näherbringen die Rede, das als Sichtbarwerden verstanden wird: es wird etwas gesehen. In der Figur der Ähnlichkeit wird die Struktur der Verbindungen des Sprachraumes gesehen, die Figur des Paradoxons thematisiert die Wirkung eines Widersprüchlichen als neues bzw. anderes Sehen oder als Blindheit. Schließlich hebt die Figur des Ingeniums auf die Fähigkeit ab, Dinge zusammen zu sehen.

Diese zweite Gruppe von Figuren (6. bis 9.) entspricht dem Handeln im metaphorischen Raum, der durch die erste Figurengruppe aufgespannt wird. Handeln ist hier Sehen, Erkennen und Sprechen.

Auch Sprecher und Hörer können innerhalb des dynamischen Sprachraumes und seiner Handlungen unterschieden werden. Der Sprecher als Bewirkender ist ein besonders Fähiger (Ingenium), ein Sehender und Erkennender (Vor-Augen-Führen, Ähnlichkeit, Paradoxon). Der Hörer als derjenige, auf welchen die Wirkung zielt, sieht sich einer Unverständlichkeit gegenüber, er bekommt etwas zu sehen und wird getäuscht, wodurch er aber die Möglichkeit erhält, etwas Anderes, Unvermutetes zu sehen (Dunkelheit, Vor-Augen-Führen, Paradoxon).

Aus der Einzeldarstellung der Begriffsfiguren ist ersichtlich geworden, daß die Figuren häufig aufeinander weisen oder durch eine bestimmte Ausprägung miteinander verbunden sein können. Durch die Herausarbeitung von Figuren kann einerseits diese Verwobenheit, andererseits die innere Vielfalt der Grundgedanken deutlich hervortreten, und zwar in einer gegenseitigen Klärung. Die Grundgedanken, welche um die Metapher kreisen, bilden so den *theoretischen Raum*, durch welchen in der vorliegenden Arbeit das Denken der Metapher

erfaßt wird. Die Rede vom Raum steht dabei für die Komplexität der Grundgedanken, ihrer Beziehungen und ihrer historischen Entwicklung, die verschiedene theoretische Perspektiven auf das Phänomen Metapher gestatten.

Der metaphorische Raum entspricht demgegenüber dem Denken der Metapher selbst, das sich einen Raum vorstellt, in welchem Bewegungen stattfinden und mit welchem bestimmte Handlungen verknüpft werden.

Der metaphorische Raum ist als Ableitung aus dem theoretischen entstanden; aus den Grundgedanken, die die Metapher bestimmen, ist er als mehr oder weniger bewußte Vorstellung, die bei verschiedenen Denkern unterschiedliche Ausprägungen und Gewichtungen erfahren kann, interpretiert worden.

Davon ausgehend könnte man fragen, wie der nicht-metaphorische Raum aussähe. Die Antwort ist nur ex negativo zu geben und führt deshalb eine Gegensätzlichkeit mit sich, die nicht unproblematisch ist. Denn sie verführt dazu, die Gegensätze als konträre zu lesen und etwaige Übergänge oder Wechselwirkungen auszuschließen, so daß die dichotomen Kategorien metaphorisch - nicht-metaphorisch selbstverständlich erscheinen. Eingedenk dieser Problematik und der im Laufe der Herausarbeitung deutlich gewordenen Tatsache, daß ein Gegensatz metaphorisch - nicht-metaphorisch unterschiedlich formuliert werden kann und eine Entstehungsgeschichte hat,¹ soll eine Antwort versucht werden.

Der nicht-metaphorische Raum wäre ebenfalls ein Sprachraum mit verschiedenen Nähen und Fernen von Worten oder Bedeutungen, die konventionell festgesetzt sind, so daß die möglichen (normalen) Bewegungen in diesem Raum vorhersagbar, erwartbar und daher verstehbar sind. Im konventionellen Sprachraum sind Sprecher und Hörer nicht deutlich voneinander unterschieden, sie wechseln lediglich die Rollen. Im metaphorischen Sprachraum dagegen, werden sie nach einander ergänzenden Seiten hin unterschieden: der besonderen Fähigkeit des Sprechers entspricht eine besondere, kognitiv-emotionale oder ästhetische Wirkung auf Seiten des Hörers.

Durch verschiedene Anweisungen, wie mit diesem „Normalraum“ umzugehen ist, entstehen unterschiedliche Wertungen des metaphorischen Raumes oder der Metapher selbst. Die Anweisungen bewegen sich zwischen dem Verbot, den Normalraum mit seinen festgesetzten Stellen und Entfernungen für Worte oder Bedeutungen zu verlassen, und dem eindringlichen Rat, diesen Raum unbedingt zu verlassen. Die Gründe sind gleicher Art: im Verbot werden kognitive, emotionale und auch stilistische Gefahren² vorgestellt, die für den eindringlichen Rat gerade umgekehrt als Gewinn gelten, indem ein Verstehensvorgang kognitiver oder emotionaler Art oder auch ein ästhetisches Vergnügen angenommen werden.

Der Normalraum erscheint in dieser Beschreibung als Ausgangspunkt des sprachlichen Handelns, das metaphorisch werden kann, für manche Denker vielleicht werden muß. Wie ist das Verhältnis von Ausgangspunkt und mögli-

¹ Vgl. insbesondere die Begriffsfigur der Eigentlichkeit.

² Wobei zu fragen wäre, ob 'stilistische Gefahren' nicht eine Rationalisierung darstellen.

cher metaphorischer Fortsetzung zu denken? Es fragt sich also, in welcher Weise der Ausgangspunkt ein solcher sein kann und worauf die Fortsetzung gründet. Der Begriff der Erwartung, der in der Formulierung des Normalraumes an die dort stattfindenden Bewegungen geknüpft wurde, scheint mir von zentraler Bedeutung zu sein. Diesen Begriff aufzunehmen bedeutet, den hypothetischen Normalraum, der aus dem abgeleiteten metaphorischen Raum ex negativo entwickelt wurde, auf seine psycho-soziale Realität hin zu befragen. Die Antwort soll mit Hilfe des soziologischen Ansatzes von A. Schütz (1971) und der sprachpsychologischen Theorie von H. Hörmann (1976) gesucht werden.

Der Begriff des Normalraums wurde in Absetzung vom metaphorischen Raum entwickelt, seine Normalität bezog sich daher auf die von Anfang an mitgeführte Besonderheit der Metapher. Aus diesem Grunde ist für den Normalraum von einer Alltäglichkeit, einer Bekanntheit und Vertrautheit auszugehen. Dies ist auch Schütz' Ausgangspunkt: das Alltagswissen des Einzelnen von der Welt und dessen intersubjektiven Charakter.³

Für Schütz geht die Weltinterpretation des Einzelnen von einem verfügbaren Wissensvorrat aus, der auf Erfahrungen und Deutungen der Welt durch Vorgänger fußt und sich aus eigenen und durch andere vermittelte Erfahrungen zusammensetzt. Zu diesem verfügbaren Wissensvorrat zählt das Wissen der Welt als bestehend aus Gegenständen, die von vornherein eingebettet sind in einen „Horizont der Vertrautheit und des Bekanntseins“.

Diesen Horizont nennt Schütz auch ein „fragloses Feld vorerfahrener Gegenstände“, das einen Hintergrund bildet, von welchem ein konkretes Interesse bestimmte Gegenstände hervorheben kann. Dieses Interesse, das Relevanzen an den Gegenstand heranträgt, bestimmt, wie weit in den „offenen Horizont der Typik“ eingedrungen wird. Denn Schütz geht davon aus, daß die Vorerfahrungen, die mit den Gegenständen verbunden sind, als *typische* Erfahrungen verfügbar sind und daher wiederum „offene Horizonte zu erwartender ähnlicher Erfahrungen“ mit sich tragen. Diese Erwartung der typischen Konformität mit anderen Gegenständen wird in der tatsächlichen Erfahrung entweder bestätigt oder nicht bestätigt. Der Einzelne konstruiert in seinem Alltagswissen also typische Aspekte der Welt, deren Charakteristikum eine Offenheit ist, durch welche ein jeweiliges „Vertiefen“ im je besonderen Fall gestattet wird.

In einem zweiten Schritt entwickelt Schütz den intersubjektiven Charakter des Alltagswissen, der bereits im Begriff des „verfügbaren Wissensvorrates“ angelegt war. Die gewußte Welt ist von Anfang an eine intersubjektive Kulturwelt, indem der Einzelne als Mensch unter Mitmenschen lebt und durch gemeinsames Einwirken und Arbeiten an sie gebunden ist, und weil die tägliche Lebenswelt von Anfang an „ein Universum von Bedeutungen“ ist, von daher ein *Sinnzusammenhang*, der zu interpretieren ist, um sich in ihm zurechtzu-

³ Vgl. [Schue], insbesondere S. 8-17.

finden. Als intersubjektiv und vergesellschaftlicht ist das Wissen sozialisiert. Schütz nennt drei Aspekte des Problems der Sozialisierung des Wissens:

- die Reziprozität der Perspektiven oder die strukturelle Sozialisierung des Wissens;
- der soziale Ursprung des Wissens oder die genetische Sozialisierung des Wissens;
- die soziale Verteilung des Wissens.

Die *Reziprozität der Perspektiven* meint die fraglose und selbstverständliche Hinnahme, daß die Gegenstände der Welt den Mitmenschen zugänglich sind, das heißt, bekannt oder erkennbar sind. Zugleich wird aber auch eine prinzipielle Differenz individueller Perspektiven angenommen, die durch zwei grundlegende *Idealisierungen* überwunden werden, von welchen schon die Rede war⁴: die Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standorte (die selbstverständliche Annahme, daß dieselben typischen Aspekte in meinem Hier und in deinem Dort wahrnehmbar sind) und die Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme (die jeweiligen Unterschiede werden, solange keine Widersprüche auftreten, als irrelevant angesehen).

Aus beiden Idealisierungen entsteht das gemeinschaftliche Wir, dem ein gemeinschaftliches Wissen unterstellt wird, ein gemeinsames Relevanzsystem. Die Gegenstände der Welt werden mit ihren typischen Aspekten als Wissen vorausgesetzt und erwartet. Das heißt, daß die Typikalität, die dem Einzelnen durch ihre Offenheit ein je besonderes Vertiefen ermöglichte, in analoger Weise der Gemeinschaft als Verständigungsrahmen dient, der zum einen die Eigengruppe definiert, zum anderen ebenso Vertiefungen innerhalb dieses Rahmens gestattet, im je besonderen Austausch. Typikalität übernimmt hier die Funktion der Orientierung in der Welt und dient zugleich als unterstellte Wissensbasis in der Gemeinschaft. Typisierungen entsprechen der Form des Wissens, Idealisierungen stehen für den sozialen Umgang mit diesem Wissen.

Mit dem *sozialen Ursprung des Wissens* meint Schütz die Tatsache, daß nur der kleinste Teil des Weltwissens auf persönlicher Erfahrung beruht, der größte Teil ist sozial vermittelt. Gelehrt werden dabei nicht nur die typischen Aspekte der Welt, sondern auch die Bildung typischer Konstruktionen in Übereinstimmung mit dem Relevanzsystem der Gemeinschaft, die ihre Lebensweise und Methoden umfassen, in der Umwelt zurechtzukommen. Als typisierendes Medium *par excellence* nennt Schütz Wortschatz und Syntax der Alltagssprache: jeder Name umfaßt hier eine Typisierung und Generalisierung, die auf das Relevanzsystem der Gemeinschaft verweist.

Schließlich wird in der *sozialen Verteilung des Wissens* von Schütz angenommen, daß der verfügbare Wissensvorrat jedes einzelnen strukturiert ist

⁴ Vgl. Kap.1.

nach verschiedenen Graden der Klarheit, Unterscheidbarkeit und Genauigkeit. Das Wissen um diese Wissensverteilung ist selbst Teil der alltäglichen Erfahrung: man weiß, wen man unter welchen typischen Umständen als „kompetenten“ Arzt aufsuchen muß. Das heißt, daß im Alltag „Typen des Bekanntheitsfeldes des Anderen und Typen der Weite und Zusammensetzung seines Wissens“ konstruiert werden.

Typikalität konstituiert für Schütz also nicht nur den verfügbaren Wissensvorrat des Einzelnen und der Gemeinschaft, sie ist auch an der Genese des sozialisierten Wissens und seiner Strukturierung im Hinblick auf den täglichen Umgang mit dem Wissen anderer beteiligt. Die Idealisierung spielt dabei eine wesentliche vermittelnde Rolle. Mit beiden Charakteristika des intersubjektiven Alltagswissens werden zugleich gemeinsam geteilte Erwartungen mitgeführt über Ereignisse, Handlungen, Menschen und Gegenstände. Eine Manifestation des gemeinsamen Weltwissens und seiner Erwartungen sind beispielsweise Witze, sie bedienen sich der Typisierungen und haben häufig ihren Effekt in der Durchbrechung der Erwartung, die dazu vorausgesetzt werden muß.

Hörmanns Konzeption der *Sinnkonstanz*⁵ zeigt eine ähnliche Konzeption eines strukturierenden „Hintergrundes“.

Hörmanns Ausgangspunkt für die Entwicklung der Sinnkonstanz ist das Verstehen einer Äußerung. Für ihn ist die Verarbeitung eines Satzes nicht dann zu Ende, wenn ein festgelegtes Modell in allen seinen Stadien durchlaufen ist,⁶ sondern das Modell wird solange durchlaufen, bis das Ergebnis einem *schon vorher* festliegenden „ausgezeichneten Zustand“ entspricht. Wenn der Vergleich des Verarbeitungsergebnisses mit diesem einen umfassenden Kriterium positiv ausfällt, so wird die Analyse des Satzes nicht weiter fortgesetzt und sozusagen ein „richtig“ erteilt. Diesen ausgezeichneten Zustand nennt Hörmann *Sinnhaftsein*. Es ist vorgegebenes Kriterium, daß die Analyse des Satzes bestimmt, nicht ihr Ergebnis. Die Tendenz zu einer sinnvollen Auffassung steuert und prägt den Analyseprozeß⁷ und determiniert ganz generell das sprachliche Geschehen.

Die Bedeutungserfahrung ist auch für Hörmann mit dem Begriff des Horizontes verbunden:

„Bedeutung wird erfaßt, indem etwas hineingestellt wird in einen ebenfalls im Bewußtsein anklingenden *allgemeineren* Horizont von Zusammenhängen.“⁸

Der Sinn ist ein allgemeiner Hintergrund, der prinzipiell immer nur teilweise ins Real-Einzelne konkretisiert werden kann, die sprachliche Äußerung ist da-

⁵ Vgl. [Hoer76].

⁶ Hörmann bezieht sich damit auf Generierungsmodelle, die davon ausgehen, daß an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten des Generierungsvorgangs bestimmte Wissensbestände aus der Kompetenz eingesetzt und wirksam werden.

⁷ Hörmann spricht in Anlehnung an W. Abraham von einem 'Sog des Sinnvollseins'.

⁸ [Hoer76], S. 201.

her als „partielle Artikulation eines vorhandenen Sinngeflechts“ (ein Netz von Annahmen und Möglichkeiten) zu verstehen.

Diese Konkretisierung ist mit dem Eindringen in den „offenen Horizont der Typik“ bei Schütz parallelisierbar - beiden Denkern ist die Vorstellung eines allgemeinen Horizontes, also eines weiten Raumes, das zur Heraushebung des je Konkreten oder Besonderen notwendig ist, gemeinsam.

Das Sinnvollsein hat für Hörmann den Status des Latenten, es ist potentiell realisierbar, und zwar im *Meinen* eines Sprechers, das Hörmann auf dieser Grundlage als eine konkretisierende Realisation „an einer ganz bestimmten Stelle“, die der Hörer vollziehen soll, definiert. Dementsprechend ist das *Verstehen* des Hörers das erfolgreiche Bearbeiten der Information durch ihr Beziehen auf den „Horizont des Allgemein-Sinnvollen“, den der Sprecher gemeint hatte. Ein Mißverstehen ist dann das Beziehen auf eine „falsche Welt-Stelle“, also in einen anderen als den gemeinten Zusammenhang. Ein erfolgreiches Verstehen ist das Stellen-Können in den Zusammenhang dessen, was gemeint war, und dies setzt eine Gemeinsamkeit voraus:

„Und dies können wir tun, wenn und weil wir in uns ein System von Ansichten über die Ereignisse der Welt haben, das dem System des Sprechers im Satzes prinzipiell ähnlich ist.“⁹

Von Schütz her kann man hinzufügen, daß die prinzipielle Ähnlichkeit eine Idealisierung darstellt, die mit der Typisierung des gemeinsamen Weltwissens zusammenhängt.

Was durch die Sinnkonstanz konstant gehalten wird, ist das Sinnvollsein einer Äußerung, das nicht identisch mit dem vom Sprecher Gemeinten sein muß - wie etwa im Fall des Mißverständnisses, das, bis es aufgedeckt wird, für den Hörer durchaus sinnvoll ist. Das Sinnvollsein wird stets erwartet, denn die Interaktanten gehen davon aus, daß das Geschehen sinnvoll ist, der jeweils Andere sich sinnvoll verhält, also etwas meint, was zu verstehen ist.

An dieser Stelle setzten verschiedene Erwartungsstrukturen ein, wie sie in unterschiedlichen Disziplinen entwickelt worden sind: die Normalformerwartung (Cicourel 1975), die Konversationsmaximen (Grice 1979) sowie kognitive Strukturen wie Schema, Script und Frame.¹⁰ Wichtig erscheint mir daran zum einen das grundsätzliche Vertrauen, das Sprecher und Hörer einander entgegenbringen müssen und von welchem sie ausgehen,¹¹ zum anderen der immer wieder auftauchende Aspekt der Typikalität.

Dieser Aspekt spielt seit einiger Zeit in der kognitiven Psychologie eine bedeutende Rolle. Es war E. Rosch (vormals Heider), welche die sogenann-

⁹ [Hoer76], S.207.

¹⁰ Hierzu seien die Forscher Bartlett (1932), Rumelhart (1975), Abelson (1975, 1976), Shank und Abelson (1975), Minsky (1974, 1985), Chafe (1977) und Fillmore (1975, 1976) beispielhaft erwähnt. Ein guter Überblick zu dieser Forschungsrichtung findet sich in [Ta].

¹¹ Vgl. das Kooperationsprinzip, wie es von Grice (1979) formuliert wurde, und die von K. Müller (1980) dargestellte Partnerarbeit, die sich in phatischen Äußerungen manifestiert (vgl. oben, Abschn. 2.3.2: 'Schlußbetrachtung').

te Prototypentheorie in den frühen 70er Jahren entwickelte und damit den Forschungen zur Kategorisierung eine neue Richtung verlieh.

Die Entwicklung dieser Theorie fand in einem gedanklichen und Forschungsumfeld statt, in welchem zunächst Wittgensteins Konzept von Familienähnlichkeiten zu nennen wären, die Entwicklung der *fuzzy set theory* durch Zadeh (1965), Arbeiten aus der kognitiven Anthropologie wie etwa die Untersuchung Lounsburys zum Verwandtschaftssystem der amerikanischen Indianer (1964) sowie die Studien zu Farbennamen von Berlin & Kay (1969) und Kay & McDaniel (1978). Gemeinsam ist diesen Ansätzen die Kritik an den klassischen Kategorien, die als klar voneinander abgegrenzt und mit gemeinsamen, gleichwertigen Merkmalen konzipiert werden.¹²

Rosch greift in ihren Arbeiten einen Gedanken aus der Gestaltpsychologie auf, demzufolge es ideale Typen gibt, die als Verankerungspunkte für die Wahrnehmung dienen. Damit knüpft sie an das grundsätzliche Interesse der Gestaltpsychologen für die Struktur und Organisation von sensorischen Ereignissen an, das im Gegensatz zu Versuchen steht, diese Struktur in ihre Bestandteile zu zerlegen.

Der Prototyp einer natürlichen Kategorie ist in solcher Weise das beste Beispiel seiner Kategorie, kann daher als kognitiver Referenzpunkt bei Vergleichen, Schätzungen von Entfernungen, Größen, Farben oder Ähnlichkeiten und in der Urteilsbildung dienen. Rosch findet in ihren Untersuchungen¹³ nicht nur diese Referenzfunktion heraus, sondern auch die damit verknüpfte interne Struktur natürlicher Kategorien, nach der nicht alle Mitglieder einer Kategorie gleichwertig sind, sondern sich nach einem besten Beispiel und davon gradweise abgestuften weniger guten und schließlich schlechten Beispielen strukturieren.¹⁴ Als prototypischen Effekt stellt Rosch eine Asymmetrie bei Ähnlichkeitsschätzungen fest: weniger repräsentative Beispiele werden häufig als dem repräsentativeren Beispiel ähnlicher befunden als umgekehrt.¹⁵

Als allgemeine Ergebnisse der Forschung zur Prototypentheorie lassen sich vor allem die folgenden Punkte festhalten: zum einen *graduierte Kategorien*, wie „kleiner Mann“ oder „rot“, die interne Grade der Zugehörigkeit, unscharfe Grenzen und zentrale Mitglieder aufweisen; zum anderen *definierte Kategorien*, wie „Vogel“, die Gradierungseffekte zeigen, aber innerhalb klarer Grenzen; schließlich die sogenannten *basic-level-Kategorien*: Kategorien, die sich in der „Mitte“ des klassischen Kategorienbaumes, der vom Individuum zur Gattung aufsteigt, befinden. Diese Kategorien erweisen sich als grundlegend

¹² Einen Überblick über diese und verwandte Forschungen geben [Lak87], S. 12-57 und [Wer], S. 173-179.

¹³ Vgl. beispielhaft [Ros73] und [Ros75].

¹⁴ Um ein Beispiel zu nennen: in der Kategorie 'Vogel' wäre der Spatz das beste Beispiel oder der Prototyp, die Eule und der Adler wären weniger gute, Pinguine und Emus wären schlechte Beispiele.

¹⁵ Zum Beispiel: Für Amerikaner sind die USA das beste Beispiel eines Staates, Mexiko wird den USA ähnlicher eingeschätzt als die USA Mexiko. Vgl. [Lak87], S. 41. Woran sich übrigens unschwer die Ich- oder Wir-Perspektive erkennen läßt, die die Ähnlichkeitsrichtung vorgibt und daher offenbar zum Prototyp - unter anderem - gehört.

in verschiedener Hinsicht, herausgehoben werden sollen hier lediglich die Tatsachen, daß sie von Kindern als erstes verstanden und verwendet werden, die gebräuchlichsten Bezeichnungen für Kategoriemitglieder darstellen und eine Verwendung in neutralen Kontexten gestatten.¹⁶ Weiterhin erweisen sich die für die Beschreibung von Kategorien relevanten Eigenschaften als *interaktionale Eigenschaften*, da sie durch die Art der Interaktion der Menschen mit ihrer Umgebung charakterisierbar sind. Prototypen einer Kategorie sind zum Teil als *cluster* solcher interaktionellen Eigenschaften beschreibbar.

Schließlich ist mit Lakoff (1987), dessen Aufstellung ich hier im wesentlichen gefolgt bin, zu betonen, daß die Prototypikalitätseffekte als Oberflächenphänomene zu werten sind. Damit folgt Lakoff Roschs eigener Revidierung oder Richtigstellung ihrer Theorie in den späten 70er Jahren dahingehend, daß die Prototypikalitätseffekte die Kategorienstruktur nicht direkt widerspiegeln und daß Prototypen keine Repräsentationen von Kategorien konstituieren. Diese Effekte können vielmehr unterschiedlichen Quellen entspringen, sie konstituieren daher kein spezielles Verarbeitungsmodell. Rosch zieht den Schluß, daß die Ergebnisse zur Prototypikalität eine Maßgabe für Verarbeitungsmodelle darstellen, indem diese mit den Ergebnissen konsistent sein müssen.¹⁷

Mit den Überlegungen von Schütz und Hörmann sowie den Ergebnissen aus der Prototypikalitätsforschung kann der Normalraum als eine gemeinsame Idealisierung einer Gemeinschaft beschrieben werden, die ihre Basis in vielfältigen Typisierungen hat. Von den Idealisierungen und den Typisierungen aus kann ein je Besonderes und Konkretes als Aktualisierung oder Präzisierung stattfinden. Das heißt, daß das Verhältnis von Normalraum und metaphorischem Raum als Übergang zu einer besonderen Aktualisierung, nämlich einer metaphorischen, gedacht werden kann. Natürlich gibt es eine Vielfalt anderer Aktualisierungsmöglichkeiten, es gibt im Grunde nur solche, da jede Sprachhandlung kraft ihrer zeitlichen und kontextuellen Einbindung einmalig und besonders (im Gegensatz zu allgemein) ist. Aber diese Einmaligkeit kann nur aufgrund der psycho-sozialen Idealisierungen und Typisierungen stattfinden, sie gewährleisten eine Gemeinsamkeit, die die Verständigung allererst möglich macht.¹⁸ Der Sinnhorizont, um mit Schütz und Hörmann zu sprechen, bleibt in jeder Aktualisierung bestehen.

Der Normalraum ist, so verstanden, eine gemeinsame Idealisierung und Ausgangsbasis für Veränderungen, die zum metaphorischen Raum führen. In den Veränderungen wird ein je besonderer Raum aufgespannt, dessen Gefüge auf

¹⁶ Zu dieser Kategorie gehören Bezeichnungen wie 'Hund', 'Stuhl', 'Auto' u.ä.m. Die Äußerung 'ein Hund steht im Hof' erlaubt einen neutralen Kontext, wohingegen 'ein Säugtier steht im Hof' oder 'eine rote Bordeauxdogge steht im Hof' spezielle Kontexte fordern. Ausführlich zu den *basic level*-Kategorien vgl. [Lak87].

¹⁷ Zur Rosch-eigenen Kritik vgl. [Ros78], insbesondere S.40ff.

¹⁸ Gemeinsamkeit im Sozialen als Idealisierung und Typisierung von Situationen, Menschen, Gegenständen, und Gemeinsamkeit im Kognitiven als Typisierung der Umwelt und ihrer Ereignisse in natürliche Kategorien, die ja Gemeinsames für bestimmte Gegenstände, Handlungen etc. ausdrücken.

den Normalraum zurückgeht, der sich auf diese Weise verändert, bewegt findet. Wie bereits angedeutet, findet eine solche Veränderung immer dann statt, wenn gesprochen wird. Alles Sprechen ist eine „Projektion“ (Schneider 1992b), ein Aufspannen des Raumes. Hierbei gibt es graduelle Unterschiede, die Unterschieden im Bemerken von Sprecher und Hörer entsprechen. Die Metapher ist eine offensichtliche Veränderung, in ihr kristallisiert sich am deutlichsten, was stets passiert. Dies heißt jedoch nicht, daß alles Sprechen metaphorisch ist, die Metapher bleibt vielmehr etwas Besonderes unter den Veränderungen.

In diesem Sinn ist alles Sprechen eine Abweichung vom Normalraum, daher gibt es innerhalb des metaphorischen Raumes - der somit seinen Bedeutungsumfang erweitert - auch Äußerungen, die den Sprechern und Hörern vollkommen normal erscheinen und trotzdem nicht zum Normalraum gehören: Dieser ist eine Vorstellung, eine gemeinsame Idealisierung. Die Linguistik gibt dieser Vorstellung eine Realität etwa in der Dichotomie von *langue* und *parole*. Aber beobachtbar und erlebbar ist nur der metaphorische Raum.

Zum Schluß dieser Überlegungen soll die Vorstellung des Raumes, der als Leitmetapher in der vorliegenden Arbeit dient, thematisiert werden. Einerseits rechtfertigte sich die Rede vom Raum durch die zu erfassende Komplexität verschiedener Perspektiven unterschiedlicher Denker und Zeiten, andererseits erschien eine Raumvorstellung in diesen Perspektiven selbst wie sie in den Begriffsfiguren herausgearbeitet wurde - dies wurde als metaphorischer Raum bezeichnet.

In den Arbeiten von Schütz und Hörmann fand sich bemerkenswerterweise der Begriff des Horizontes als die Grundlage, auf der sich Menschen sprachlich oder sozial sinnvoll bewegen. Horizont: ein weiter Raum, dessen Grenze für die Menschen stets in der Ferne liegt.¹⁹

Schließlich gehorchen auch viele Konzepte der kognitiven Psychologie der Raumvorstellung - etwa *frame*, *scene*, auch das übernommene *gestalt*. Und die kognitiven Referenzpunkte von Rosch sind im Grunde nichts anderes als Orientierungen in einer Landschaft. Rosch gebraucht selbst das Bild des Navigierens durch Räume und bleibt damit im Bildfeld des gestaltpsychologischen Terminus' Verankerungspunkt als Ort der Orientierung und des Bekannten.²⁰

Die bereits mehrfach erwähnte Vorstellung eines Sprachbestandes entspricht auch einem gedachten Raum: ein ausgezeichnete Platz im Raum, der zur Lagerung vorgesehen ist.

Die Liste von Beispielfällen ließe sich lang fortsetzen, sicher auch systematisieren, aber worauf es ankommt, ist, klar festzustellen, daß die Raummetapher eng mit der Vorstellung von Sprache verbunden ist. Das heißt, diese Metapher ist als eine solche wahrzunehmen und sowohl auf ihre Grenzen wie auf ihre Möglichkeiten hin zu beachten. In der vorliegenden Arbeit dient sie als methodisch-heuristisches Prinzip und entspricht daher einer gewußten Metapher, die einer Kontrolle zugänglich ist. Die Metaphernkontrolle führt in einer

¹⁹ Griechisch *ὀρίζω*: begrenzen, abgrenzen, auch erklären und definieren.

²⁰ Vgl. [Ros75], S.545f.

solchen Konzeption nicht zu einem generellen Verbot der Metapher für wissenschaftliche Texte, sondern zu ihrem bewußten und daher kontrollierbaren Umgang.